

Michael Niehaus

# Grundlagen der Literaturwissenschaft

Kurseinheit 3:  
Interpretieren

Fakultät für  
**Kultur- und  
Sozialwissen-  
schaften**

---

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Die dadurch begründeten Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung und des Nachdrucks, bleiben, auch bei nur auszugsweiser Verwertung, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (Druck, Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung der FernUniversität reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Der Inhalt dieses Studienbriefs wird gedruckt auf Recyclingpapier (80 g/m<sup>2</sup>, weiß), hergestellt aus 100 % Altpapier.

## Inhaltsverzeichnis

<b>1</b>	<b>Vorbemerkung</b> .....	<b>1</b>
<b>2</b>	<b>Einleitung</b> .....	<b>3</b>
<b>3</b>	<b>Erschöpfendes Interpretieren: <i>Das Bettelweib von Locarno</i></b> .....	<b>17</b>
3.1	Titel (I) .....	17
3.2	Erster Satz.....	21
3.3	Zweiter Satz.....	30
3.4	Dritter Satz .....	37
3.5	Vierter Satz .....	43
3.6	Fünfter Satz .....	55
3.7	Sechster Satz .....	68
3.8	Siebter Satz.....	79
3.9	Achter Satz.....	84
3.10	Neunter Satz .....	87
3.11	Zehnter Satz .....	99
3.12	Elfter Satz.....	105
3.13	Zwölfter Satz .....	115
3.14	Dreizehnter Satz .....	120
3.15	Vierzehnter Satz .....	130
3.16	Fünfzehnter Satz .....	141
3.17	Sechzehnter Satz .....	156
3.18	Siebzehnter Satz.....	164
3.19	Achtzehnter Satz .....	170
3.20	Neunzehnter Satz .....	174
3.21	Zwanzigster Satz .....	179
3.22	Titel (II).....	187
<b>4</b>	<b>Ableitung: Thesen zum Interpretieren</b> .....	<b>189</b>
<b>5</b>	<b>Literatur</b> .....	<b>194</b>
5.1	Primärtexte .....	194
5.2	Literatur zu Heinrich von Kleist und zum <i>Bettelweib von Locarno</i> .....	195
5.3	Sonstige Literatur .....	197

Diese Seite bleibt aus technischen Gründen frei!

# 1 Vorbemerkung

Dieser Studienbrief soll Sie in die Praxis des Interpretierens einführen und zum Nachdenken darüber anregen, was man tut, wenn man interpretiert. Er ist als Fortsetzung des Studienbriefs zur *literaturwissenschaftlichen Textanalyse (für Fortgeschrittene)* gedacht, den Sie daher durchgearbeitet haben sollten, bevor Sie diesen Studienbrief in Angriff nehmen.

An verschiedenen Stellen des Studienbriefes zur Textanalyse werden – wie nicht anders zu erwarten – Ausführungen zum Verhältnis von Analyse und Interpretation bzw. von Analysieren und Interpretieren gemacht (vgl. besonders 1.1.1). Es zeigt sich, dass die Tätigkeiten des Analysierens und des Interpretierens (von Texten) häufig nicht klar voneinander getrennt werden und eine genaue Unterscheidung auch nicht möglich ist. Kurz gesagt, geht Analysieren häufig in Interpretieren über oder wird von vorn herein als Vorbereitung für die Interpretation aufgefasst, und außerdem kann die Wahl der Analyseperspektive schon als Ergebnis einer interpretatorischen Vorannahme verstanden werden. Daher darf die Analyse ihre eigenen Voraussetzungen nicht vergessen und zugleich muss man sich beim Analysieren davor bewahren, vorzeitig ins Interpretieren überzugehen. Damit ist für das Verhältnis von Analyse und Interpretation auch angezeigt, dass der analytische Zugriff eine mehr oder weniger künstliche Einstellung ist, der interpretatorische Zugriff hingegen sich gewissermaßen von selbst ereignet. Interpretieren ist unumgänglich; der Mensch ist ein interpretierendes Wesen, das sich die Welt interpretierend aneignet (und damit in einen Text verwandelt). Denn Interpretieren ereignet sich, sobald Zeichen gedeutet, verstanden werden, die auch anders gedeutet, anders verstanden werden könnten.

Umso wichtiger scheint es, sich darüber Rechenschaft abzulegen, was es mit dem Interpretieren überhaupt auf sich hat. Dieser Studienbrief setzt sich jedoch ein bescheideneres Ziel, eben weil er – wie gesagt – lediglich in die *Praxis* des literaturwissenschaftlichen Interpretierens einführen will. Der allgemeine, mit „Einleitung“ betitelte Teil, der nach der Tätigkeit des Interpretierens als solcher fragt und einen Blick auf einige Probleme und Kategorien der Interpretationstheorie wirft, ist sehr kurz gehalten. Es ist nämlich ohnehin festzustellen, dass die bloß *interpretationstheoretischen* Bemühungen (die ganze Bibliotheken füllen), sozusagen farblos, akademisch und letztlich auch unterkomplex bleiben, weil sie das Interpretieren als konkrete *Praxis* nicht angemessen in den Blick nehmen. Im Vordergrund steht in diesen einleitenden Ausführungen nicht ein *erkenntnistheoretischer*, sondern einen *technischer* Interpretationsbegriff.<sup>1</sup> Es geht nicht darum, dass der Mensch *volens volens* ein interpretierendes Wesen ist, sondern darum, dass er, weil er es ist, ein methodisches Verhältnis zum Interpretieren bekommen muss, um das Interpretierte – hier den literarischen Text – vor der *Vereinnahmung* zu bewahren. Der vorliegende Studienbrief setzt daher voraus, dass *sämtliche* Verfahren der *Analyse* (die *per definitionem* regelgeleitet sind) bei der Interpretation eines Textes nicht nur Verwendung finden können, sondern auch müssen.

Es wird also vorgeführt, wie es ist, wenn man die Tätigkeit des Interpretierens bis zum Ende treibt, nämlich bis zu ihrer Aufhebung. Was das heißt, wird im Hauptteil dieses Studienbriefs

---

<sup>1</sup> Vgl. Kindt/Köppe, *Moderne Interpretationstheorien*, 2008, S. 8. Die Herausgeber versammeln in ihrem Buch ebenfalls Texte, die die Interpretation als „regelgeleitetes Verfahren“ (ebd., S. 9) thematisieren.

anhand der exzessiven – erschöpfenden – Interpretation eines kurzen literarischen Textes exemplarisch vorgeführt, Heinrich von Kleists *Das Bettelweib von Locarno*. ‚Exemplarisch‘ bedeutet nicht, dass man das irgendwie ‚nachmachen‘ soll. Vielmehr soll deutlich werden, wie viel es an einem Text zu beobachten, wie viel es über ihn zu sagen gibt, wie wenig in herkömmlichen Interpretationen über ihn gesagt wird und wie vorsichtig man daher beim Interpretieren verfahren sollte. Welche Schlussfolgerungen daraus zu ziehen sind, muss jeder selbst wissen.

Das erschöpfende Interpretieren dieser aus zwanzig Sätzen bestehenden Erzählung erfolgt aus methodologischen, didaktischen und theoretischen Gründen Satz für Satz.<sup>2</sup> Daraus folgt natürlich nicht, dass Sie den Text nicht vorher ganz lesen sollten! Beim Durchgang durch Kleists Erzählung ergeben sich zahlreiche interpretationstheoretische Probleme von allgemeiner Bedeutung, die mehr oder weniger ausführlich diskutiert werden. Dabei bleibt es nicht aus, dass einige Abschnitte schwerer verständlich sind als andere – umso beruhigender möge es sein, dass es immer wieder zurück zum konkreten Text geht! Ihre Aufgabe beim Durcharbeiten dieses Studienbriefes besteht nicht zuletzt darin, diese Fragekomplexe nachzuvollziehen und für Ihr eigenes Interpretieren bzw. Analysieren fruchtbar zu machen.

Dieser Studienbrief verzichtet auf eigens formulierte Übungsaufgaben. Vielmehr gilt für alle zwanzig Sätze dieselbe Übungsaufgabe:

Sie sollten sich bei jedem neuen Satz der Erzählung, bevor Sie die dazugehörigen Ausführungen lesen, zunächst einmal hinsetzen und sich stichwortartig überlegen, was Ihnen selbst dazu einfällt!

Nur dann können Sie in einen fruchtbaren (und kritischen) Dialog mit den sich jeweils anschließenden Ausführungen im Studienbrief treten.

Am Ende des Studienbriefes gibt es einen kurzen, mit „Ableitung“ überschriebenen Abschnitt, der die interpretationstheoretischen Ergebnisse, die das erschöpfende Interpretieren in seinem Verlauf gezeitigt hat, noch einmal thesenhaft zusammenfasst. Eigentlich sollte es müßig sein, zu betonen, dass derlei Thesen oder Merksätze nur für den brauchbar sind, der sich zuvor mit der Sache ausführlich auseinandergesetzt hat. Allgemeine Sätze sind wie abstrakte Interpretationstheorien für die Tätigkeit des Interpretierens nur begrenzt hilfreich – was freilich eine interpretationstheoretische Bemerkung ist.

*Nota bene:* Im vorliegenden Studienbrief wird aus praktischen Gründen und zwecks besserer Lesbarkeit das generische Maskulinum als übergreifende Anredeform für alle Geschlechter gleichermaßen verwendet.

<sup>2</sup> Der Studienbrief basiert auf einer Buchpublikation des Verfassers, die für den vorliegenden Zweck überarbeitet wurde: Michael Niehaus, *Erschöpfendes Interpretieren. Eine exemplarische Auseinandersetzung mit Heinrich von Kleists „Das Bettelweib von Locarno“*, Berlin 2013. Etwaige zitierende oder verweisende Bezugnahmen auf diesen Studienbrief in Hausarbeiten oder Masterarbeiten sollten sich der Buchpublikation bedienen.

## 2 Einleitung

**Was heißt interpretieren?** Literaturwissenschaftliches Interpretieren ist natürlich zunächst und zumeist das Interpretieren eines literarischen Textes. Das ist aber nur eine von vielen Formen, in denen Interpretieren als ein spezifisches Handeln stattfindet. Das, was Literaturwissenschaftler unter der Interpretation eines Textes verstehen, ist eindeutig ein Spezialfall, der sich zudem keineswegs von selbst versteht. Entsprechend ist die Vorstellung, dass es eine Disziplin namens Literaturwissenschaft gibt, in der (unter anderem) literarische Texte interpretiert werden, kaum älter als zweihundert Jahre. Dass hingegen Gesetzestexte und religiöse Texte interpretiert werden müssen, wenn man sie anwenden will, weiß man schon sehr viel länger. Religiöse und juristische Texte zu interpretieren, ist unumgänglich, literarische Texte einer analogen Prozedur zu unterziehen, ist es nicht.

Die Interpretation eines literarischen Textes, so wie wir sie kennen, ist irgendwie eine einsame Übung ohne konkreten Nutzen; die Interpretation eines religiösen oder eines juristischen Textes dagegen vollzieht sich im pragmatischen Kontext einer konkreten Anwendung, da der Gegenstand der Interpretation ein Text bzw. eine Textpassage ist, die in Kraft sind und Gültigkeit beanspruchen. Das lateinische Wort *interpretatio* bedeutet in etwa „Auslegung“, „Erklärung“ und „Deutung“; der *interpretas* ist der „Vermittler“, der „Unterhändler“, der „Ausleger“, „Erklärer“ und der „Übersetzer“. Es leuchtet ein, dass es ein Kundiger sein muss, der diese Tätigkeit als eine Art *Amt* ausübt: ein Rechtskundiger, ein Priester – aber auch ein Schamane, ein Augur, ein Dorfältester, ein Wissenschaftler. Denn alles kann zum Text werden, den es zu deuten gilt, nicht nur Gesetzestafeln, religiöse Gebote, sondern auch göttliche Vorzeichen, Naturereignisse, Symptome. Der Interpret sagt uns zunächst einmal, wie wir etwas zu verstehen haben.

In der (zu Recht) ungeliebten Schulübung, ein Gedicht auf Teufel-komm-raus zu interpretieren, ist davon nur wenig übrig geblieben; gerade deshalb ist es wichtig, daran zu erinnern. Der Ansatz des schwedischen Philosophen Göran Hermerén ist vielleicht besonders gut geeignet, eine Vorstellung von der Vielfalt zu geben, in der in unserem alltäglichen Sprachgebrauch von einer Tätigkeit des Interpretierens die Rede ist. Hermerén stellt das folgende allgemeine Schema auf:

*X interpretiert Y als Z für U um zu V.*<sup>3</sup>

Demzufolge impliziert das Interpretieren also eine fünfstellige Relation. Zunächst gibt es X, den Interpreten, Hermerén nennt ihn den „*Autor der Interpretation*“ und zählt – an unserer Gegenwart orientiert – auf: Philologen, Psychoanalytiker, politische Referenten, Literaturwissenschaftler, Regisseure, Musiker, Ärzte, Mitarbeiter von Geheimdiensten, Historiker, Rechtsanwälte, Theologen, Prediger, Kunsthistoriker „und so weiter“.<sup>4</sup> Dann gibt es Y, den Gegenstand der Interpretation: Träume, Ereignisse, Handlungen, Mythen, Gegenstände,

<sup>3</sup> Göran Hermerén, *Interpretation: Typen und Kriterien*, 1983/2008, S. 254.

<sup>4</sup> Ebd.

Diagramme, Bilder, Intentionen, Formeln, Wörter, Sätze, Äußerungen, Texte „oder Bestandteile eines dieser Dinge“<sup>5</sup>.

So weit, so einfach. Weniger selbstverständlich verhält es sich mit der Variable Z. Durch den Interpretieren wird ein Bezug zwischen X und Y hergestellt: Etwas wird *als etwas* interpretiert. Es gibt viele verschiedene Aspekte, unter denen etwas interpretiert werden kann. Einen Text zu interpretieren, um die in ihn irgendwie hineingelegte Wahrheit wieder herauszuholen, ist nur eine Möglichkeit. Ein Psychoanalytiker interpretiert einen Traum im Hinblick auf das Unbewusste des Patienten, einem Traumdeuter älterer Schule mag es als Zeichen für das zukünftige Schicksal nehmen. Ein Theologe interpretiert eine Bibelstelle unter einem anderen Aspekt als ein Literaturwissenschaftler oder ein Historiker usw. Hermerén versucht diese möglichen Relationen zwischen Y und Z auf sehr abstrakte Weise zu beschreiben. Unter anderem führt er die *Übersetzung* auf: „Y wird als gleichbedeutend mit Z interpretiert“; die *Kontextualisierung*: „Y wird als Teil des größeren Ganzen Z interpretiert“; oder die *Aufführung*: „Y wird als Z wiedergegeben oder aufgeführt“.<sup>6</sup> Schon diese wenigen Beispiele machen deutlich, wie verschieden die Aspekte beim Interpretieren sein können.

Da die Interpretation sich als eine Vermittlungsleistung versteht, spielt auch der Adressat U eine entscheidende Rolle: Ein Musiker führt ein Musikstück für Hörer auf; ein Rechtsanwalt interpretiert einen Fall für eine Jury; ein Politiker eine Statistik für seine Wähler, der Prediger eine Bibelstelle für die Kirchenbesucher.<sup>7</sup> Interpretationen finden nicht im luftleeren Raum statt: Die Schulübung der Gedichtinterpretation wird für die Lehrkraft angefertigt. Und schließlich verfolgt die Interpretation einen Zweck V. Auch der kann ganz verschieden ausfallen. Der Interpret kann etwas vorschreiben wollen, er kann etwas verständlich zu machen versuchen; er kann sich bemühen, Handlungen zu erklären; er kann bestrebt sein, den Interpretationsgegenstand ästhetisch aufzuwerten; er kann zukünftige Ereignisse mit Hilfe der Interpretation vor zukünftigen Ereignissen warnen; und anderes mehr.<sup>8</sup> Und worin besteht der Zweck der literaturwissenschaftlichen Textinterpretation?

**Warum interpretieren?** Die Rede von der Interpretation hat – auf literarische Texte bezogen – seit längerem in den Ohren vieler Literaturwissenschaftler keinen guten Klang. Die Gründe, die gegen die *Textsorte* Interpretation sprechen, liegen auf der Hand. Wer eine Interpretation anfertigt, scheint den Text zunächst zu isolieren, sich ihm gegenüber in Stellung zu bringen, um dann dessen sogenannte Bedeutung zu fixieren. Sein Erkenntnisinteresse gilt nicht einem bestimmten Aspekt des Textes, sondern es geht ihm ums *Ganze*, nämlich sich der Wahrheit dieses Textes als eines *Inhalts* zu bemächtigen und sie gegen konkurrierende Ansprüche zu verteidigen. Damit zusammenhängend scheint die Interpretation den Text – irgendwie – als ein intentionales Gebilde aufzufassen und ihn auf diese Weise systematisch mit der Instanz des *Autors* zu verknüpfen, der die Bedeutung in den Text hineingelegt und damit ein *Werk* geschaffen hat. Und ist die Interpretation dergestalt nicht vor allem eine Schulübung?

<sup>5</sup> Ebd., S. 255.

<sup>6</sup> Ebd., S. 256.

<sup>7</sup> Vgl. ebd., S. 236f.

<sup>8</sup> Vgl. ebd., S. 257.

Demgegenüber lohnt es sich, das Interpretieren zunächst einmal als eine konkrete, unterscheidbare Tätigkeit zu betrachten. Auf Texte und sprachliche Äußerungen bezogen kommt es zunächst einmal zum Zuge, wenn eine Auslegungsbedürftigkeit festgestellt ist. Nur das als dunkel und zweideutig Erfasste, nicht das Unmissverständliche hält zur Interpretation an. In einer Formel der juristischen Hermeneutik zur Auslegung der Gesetze: *Interpretatio cessat in claris*.<sup>9</sup> Wer etwas *Klartext* nennt, möchte es der Tätigkeit des Interpretierens gerne entziehen.<sup>10</sup> Zwischen dem *Interpretieren* und dem *Verstehen* eines Textes ist daher zu unterscheiden. Vereinfacht gesagt: Das Interpretieren ist nicht erste, sondern – wenn überhaupt – zweite Lektüre. Es setzt ein Verstehen bereits voraus. Es ist „reflektiertes Verstehen“<sup>11</sup> und ereignet sich dort, wo das reibungslose Verstehen gestört wird. Daher werden Interpretationen „im herkömmlichen Sinn“ zur Klärung etwa der Frage verlangt, „ob gewisse Doppeldeutigkeiten oder Widersprüchlichkeiten in einem Text beabsichtigt sind oder nicht und wie man, wenn es sich um ein Versehen handelt, mit solchen Mängeln umgehen soll – wie der Text zu *lesen* ist“.<sup>12</sup> So verstanden, gilt die Interpretation nicht einem *Ganzen*, sondern einer *Stelle*. Und sie ist – bei Texten – gekoppelt an die Frage nach einer ganz konkreten, auf genau diese Stelle bezogenen Absicht, einer *Intention*. Insofern diese Intention nicht auf der Hand liegt, kann man sie auch als *intentio obliqua*, als verborgene Intention (im Unterschied zu *intentio recta*) bezeichnen.<sup>13</sup> Um freilich die Unklarheit einer Stelle (auf welcher Ebene auch immer) zu bereinigen, muss die Stelle zur Intention des Ganzen in Beziehung gesetzt werden.

Schematisch betrachtet, erfährt dieses Verhältnis spätestens um 1800 eine Umkehrung: Die Intention des Ganzen ist jetzt nicht mehr das Mittel, um eine doppeldeutige Textstelle zu interpretieren, sondern das Ziel, zu dessen Erreichung alle Textstellen mithelfen sollen. Das Verfertigen von etwas, das in der Literaturwissenschaft als Interpretation etwa eines Gedichtes gilt, ist insofern an die Fähigkeit gebunden, dieses Gedicht *als Ganzes* und in allen seinen Teilen als erklärungsbedürftig erscheinen zu lassen, ihm eine *intentio obliqua* zu unterstellen. Diese Auffassung bricht sich in der Idee einer *allgemeinen* Hermeneutik Bahn, deren selbsternannter Inaugurator Friedrich Schleiermacher erklärt, vor ihm hätten die Hermeneutiken nur die „schwierigen Fälle“ – also die einzelnen Stellen – behandelt; statt dessen müsse Hermeneutik – so die berühmte und schillernde Formulierung aus *Hermeneutik und Kritik* – „das geschichtliche und divinatorische objective und subjective Nachconstruiren der gegebenen Rede“ sein.<sup>14</sup>

Seitdem ist *die* Interpretation in der Welt, und die Frage *Warum interpretieren?* kann vor diesem Hintergrund nur dahingehend beantwortet werden, dass uns nichts anderes übrig bleibt: Das, was wir über einen Text sagen oder mit einem Text tun, wird von anderen insofern als (bloße) Interpretation beobachtet, als es andere gibt, die etwas anderes über diesen Text sagen oder etwas anderes mit diesem Text tun. Es gibt (auch wenn viele es leugnen) kein Diesseits oder Jenseits der Interpretation für uns, weil wir in der „Funktion Autor“ befangen sind, die

<sup>9</sup> Vgl. Schott, *Interpretation cessat in claris*, 2001.

<sup>10</sup> Eine solche antihermeneutische Rhetorik des Klartexts findet sich etwa in den klassischen mediendiskursanalytischen Schriften Friedrich Kittlers; vgl. Kittler, *Aufschreibesysteme 1800 · 1900*, 1986.

<sup>11</sup> Weimar, *Enzyklopädie der Literaturwissenschaft*, 1980, S. 175.

<sup>12</sup> Danto, *Die philosophische Entmündigung der Kunst*, 1986/1993, S. 71.

<sup>13</sup> Weimar, *Text, Interpretation, Methode*, 1996, S. 115.

<sup>14</sup> Schleiermacher, *Hermeneutik und Kritik*, 1819/1977, S. 82f. Vgl. zur kritischen Hinterfragung dieser Positionierung Scholz, *Jenseits der Legende*, 2001.

„heutzutage ihren vollen Spielraum in den literarischen Werken“<sup>15</sup> hat. Und wo ein Autor ist, da geistert – irgendwie – auch eine Intention herum.

**Lektüren.** In den literaturwissenschaftlichen Strömungen, die sich der Dekonstruktion verpflichtet fühlen, spricht man nicht von Interpretation, man spricht von Lektüren, von Lesen, von *reading*. David Wellbery erklärt, dass in der „posthermeneutischen Wende [...] der Literaturwissenschaft der Begriff des Lesens den Begriff der Interpretation verdrängt hat“; und das heiße „nicht bloß, daß man nunmehr ‚Lektüre‘ schreibt, wo früher ‚Interpretation‘ gestanden hätte“.<sup>16</sup> Mit der Rede vom *bloßen Lesen* (*mere reading*) wird mehr als nur eine asketische Haltung gegenüber dem Text signalisiert, mehr als nur der Vorsatz, nichts von außen an den Text heranzutragen. Solche Ideale kann eine der Hermeneutik verpflichtete Interpretation ebenfalls für sich reklamieren.<sup>17</sup> In den Augen der Interpretationstheoretiker können die dekonstruktiven Lektüren letztlich nichts anderes sein als Interpretationen mit vermindertem Verbindlichkeitsgrad.<sup>18</sup> Ihrem Blickwinkel ist die radikale Herausforderung, die einem solchen Lesen innewohnt, nicht zugänglich. Um Ihnen wenigstens eine Ahnung dieser Herausforderung zu geben, muss an dieser Stelle ein kleiner Ausflug in die Grundlagen der Dekonstruktion eingeschaltet werden.

Von Paul de Man, der Leitfigur der literarischen Dekonstruktion, wird immer wieder die Forderung vorgetragen, sich im Inneren des Textes selbst aufzuhalten, den Bannkreis des Textes nicht zu verlassen. Dies scheint für ihn die einzige Möglichkeit darzustellen, der Unterstellung einer auertextuellen Intention (des Autors) zu entgehen, ohne die Einheit des Textes preiszugeben. Die „einzige irreduzible ‚Intention‘ eines Textes“ sei, so Paul de Man in seiner Lesen betitelten Proust-Lektüre, „die seiner Konstituierung“.<sup>19</sup> Wie soll man das verstehen? Vereinfacht gesagt, kann man nur dann von der Intention eines Textes sprechen, wenn man ihm auf einer bestimmten Ebene unterstellt, eine Einheit zu haben. Paul de Man setzt das Wort Intention in einfache Anfuhrungszeichen, um deutlich zu machen, dass es diese Einheit nur in der Weise gibt, dass jeder Text (erfolglos) ‚versucht‘, sich als Einheit zu konstituieren. Insofern wir nur Subjekten zubilligen, Intentionen haben, wird dem Text damit in einem gewissen Sinn Subjektstatus zugeschrieben: Die Dekonstruktion sucht in jedem Text die Stelle, von der aus „der Text selbst, in gewissem Umfang, zum Subjekt“ wird.<sup>20</sup> Diese „Inversion“, so kommentiert Werner Hamacher, sei freilich „keineswegs eine „restitutio ad integrum der Subjektivität des Subjekts“; vielmehr resultiere daraus ein „gespenstisches Scheinleben“ des Textes, der seine Einheit gerade dadurch gewinnt, dass er sie dekonstruiert.“<sup>21</sup> Der Text wird gleichsam unter dem Aspekt seiner nach außen gestülpten Selbstbezüglichkeit gelesen. Das dahinterstehende Credo

<sup>15</sup> Foucault, *Was ist ein Autor?*, 1969/1988, S. 19. Man versteht die Ausführungen von Michel Foucault ganz falsch, wenn man meint, die Funktion Autor ließe sich durch neue Formen der Analyse abschaffen, die nicht mehr auf ein individuelles Autorsubjekt rekurrieren – man könne ihn mit einem Federstrich beseitigen. Wer die Analyse der Interpretation gegenüberstellt, muss schließlich anerkennen, dass er die Analyse interpretieren muss.

<sup>16</sup> Wellbery, *Interpretation versus Lesen*, 1996, S. 129.

<sup>17</sup> Vgl. etwa Spoerhase, *Autorschaft und Interpretation*, 2007, S. 85ff.

<sup>18</sup> Vgl. Winko, *Lektüre oder Interpretation?*, 2002.

<sup>19</sup> De Man, *Allegorien des Lesens*, 1977/1988, S. 98.

<sup>20</sup> Ebd., S. 155.

<sup>21</sup> Hamacher, *Unlesbarkeit*, 1988, S. 14.

lautet also: „Die Dekonstruktion ist nichts, was wir dem Text zugefügt hätten, sondern sie ist es, die den Text allererst konstituiert hat.“<sup>22</sup>

Will man von der Leerstelle einer solchen Autorschaft aus Aussagen über den tatsächlichen Entstehungsprozess eines Textes machen, so gelangt man allerdings unweigerlich zu einem gewissermaßen mythischen Autor, dessen heroische Tat darin besteht, in noch höherem Grade dem Geheiß des Textes zu entsprechen als diejenigen, die seine dekonstruktive Lektüre auf sich nehmen. Denn diese müssen Paul de Man zufolge versuchen, „fast ebenso strenge Leser zu sein, wie der Autor es sein musste, um überhaupt einen Satz schreiben zu können“.<sup>23</sup> Es verwundert daher nicht, dass die Dekonstruktion eine ausgesprochen exklusive Auffassung von Literatur pflegt.<sup>24</sup>

Tatsächlich liegt jeder dekonstruktiven Lektüre die Setzung zugrunde, dass es keine von einem Autor in einen Text gelegte Bedeutung geben kann – oder genauer, dass die Lektüre sich mit solchen Bedeutungen nur zu beschäftigen hat, insoweit sie bei der Konstitution des Textes dekonstruiert werden. Das ist eine *petitio principii*. Der Preis, den man dafür bezahlt, den Bannkreis des Textes nicht zu verlassen, besteht darin, bei den Lektüren letztlich immer auf Modulationen desselben zu stoßen, weil der Akt des Schreibens vom Empirischen ins Transzendente verlegt ist. Damit hängt zusammen, dass die Dekonstruktion sich nicht als theoretische Position, sondern immer nur in der Praxis konkreter Lektüren bewahrheitet. Eine solche Praxis der Lektüre ist die sich selbst voraussetzende und einholende Theorie. Gerade dadurch, dass die Intentionalität von allem Empirischen abgeschnitten oder losgelöst wird, halten die dekonstruktiven Lektüren auf eine letztlich unfruchtbare Weise an der Einheit einer rein formalen Intentionalität fest (und vermögen daher die je besondere Intentionalität in einem Text nicht zu analysieren). Insofern halten sie den Interpretationstheorien einen Zerrspiegel vor.

**Intentionen.** Sehen wir uns nach diesem vielleicht etwas schwer zugänglichen Ausflug den Begriff der Intention etwas genauer an. Er wird uns in unserer erschöpfenden Interpretation noch häufiger begegnen. Insofern die Hervorbringung von Texten im allgemeinen und literarischen Texten im Besonderen notwendigerweise mit Intentionen verbunden ist, ohne dass diese Intentionen jedoch *dingfest* gemacht werden könnten, ist die Kategorie der Intentionalität gewissermaßen das unsichtbare goldene Kalb, um das die Interpretationstheorien einen Tanz aufführen. Kann man über Literatur sprechen, ohne explizit oder implizit Aussagen über Intentionen zu machen? In welcher Weise soll man auf die Intentionen des Autors Bezug nehmen? Vor dem Hintergrund solcher Fragen spricht man etwa vom intentionalen oder *intentionalistischen Fehlschluss*, weil die Intentionen des Autors im gelungenen Werk doch aufgehoben seien, weshalb ein Rückgriff auf sie ganz müßig sei;<sup>25</sup> man spricht vom *faktischen*

---

<sup>22</sup> De Man, *Allegorien des Lesens*, 1977/1988, S. 48.

<sup>23</sup> Ebd.

<sup>24</sup> Bei Paul de Man wird die Exklusivität durchaus von einer ostentativen Geste begleitet. Nur ein Bruchteil der literarischen Texte ist es offenbar wert, einer Lektüre unterzogen zu werden; und dies setzt sich innerhalb des jeweiligen Werkes in einer Exklusivität der Stelle fort, wenn etwa die Lektüre von Prousts *Recherche* anhand einer Stelle im Umfang von etwa zwei Dutzend Seiten erfolgt. Dies gibt noch mehr zu denken, wenn am Schluss die „Differenz“ zwischen „Literatur und Literaturwissenschaft“ als „Trug“ bezeichnet wird (de Man, *Allegorien des Lesens*, 1977/1988, S. 50).

<sup>25</sup> Der Begriff des intentionalistischen Fehlschlusses, der hier natürlich sehr verkürzt wiedergegeben wurde, entstammt dem Aufsatz *The Intentional Fallacy* von William K. Wimsatt und Monroe C. Beardsley aus dem

*Intentionalismus*, der die vom Autor gemeinten Textbedeutungen für verbindlich hält, aber auch bestimmte Formen unbewusster Intentionen zugestehen muss;<sup>26</sup> man spricht vom *hypothetischen Intentionalismus*, bei dem aus der Interpretation des Textes eine mögliche Intention des Autors konstruiert wird, ohne dann recht entscheiden zu können, wer denn bei einem Widerspruch mit etwaigen textexternen Intentionsbekundungen des Autors recht haben solle;<sup>27</sup> man spricht von einer Textintention, einer *intentio operis*, die in einem dialektischen Verhältnis zur Intention des Lesers steht, der sich, wenn er ein exemplarischer Leser ist, wiederum einen exemplarischen Autor vorstellt.<sup>28</sup>

Die Schriften über diesen Gegenstand füllen viele Regalmeter. Sie beweisen vor allem zweierlei. Erstens, dass man dieses Gegenstandes theoretisch nicht Herr werden kann; zweitens, dass sich die Frage nach der intendierten Textbedeutung weder abschaffen noch auf die faktische Autorintention reduzieren lässt. Eine Hermeneutik, die sich dezidiert nicht mehr als Stellenhermeneutik versteht, sondern als Hermeneutik eines *Ganzen*, kommt nie ohne die Vorstellung aus, über den Autor hinauszugehen, also eine „Rede zuerst ebenso gut und dann besser zu verstehen als ihr Urheber“, wie es bei Friedrich Schleiermacher heißt<sup>29</sup> (eine Formel, „in deren wechselnder Interpretation“ sich Hans-Georg Gadamer zufolge „die gesamte Geschichte der neueren Hermeneutik abzeichnet“<sup>30</sup>).

Es fällt auf, wie wenig in den Interpretationstheorien davon die Rede ist, wie man sich die Intentionen eines Autors beim Schreiben eines Textes konkret vorzustellen hat. Solange es um die Intention einer bestimmten *Stelle* geht, bei der es eine Doppeldeutigkeit zu beheben gilt, ist an einer Intention nichts Geheimnisvolles. Sobald aber einem ganzen Text eine Intention zugeschrieben werden soll, wird sie zu etwas Diffusem. Besonders deutlich wird dies bei den theoretischen Modellen, bei denen sich die Interpretation auf die faktische Intention des Autors richten soll. Keinesfalls natürlich – wird man informiert – darf man den „von einem Autor intendierten Textsinn mit all dem gleichsetzen, was in dessen Kopf beim Schreiben vor sich ging“<sup>31</sup>, denn mit Gedanken *intendiert* der Autor ja nichts. Auch Intentionen, die keine innere Verbindung mit dem Schreiben haben, sind selbstredend unerheblich. Weiterhin richtet sich die Interpretation nicht auf die sogenannten „privaten“ Intentionen des Autors, was aus dem Mitteilungscharakter des Werkes folgt: „Die Interpretation von Werken befaßt sich ausschließlich mit teilbarem, d.h. mitteilbarem Sinn“.<sup>32</sup>

---

Jahre 1946; vgl. für eine eingehende Betrachtung der Argumentation und der Folgen dieses Begriffs Danneberg/Müller, *Der ‚intentionale Fehlschluss‘ – ein Dogma?*, 1983.

<sup>26</sup> Einflussreichster Theoretiker dieser Richtung ist E. D. Hirsch; vgl. Hirsch, *Prinzipien der Interpretation*, 1967/1972; zum Problem unbewusster Intentionen vgl. etwa S. 37ff.

<sup>27</sup> Vgl. für die verschiedenen Spielarten dieses an weitesten verbreiteten Paradigmas Spoerhase, *Autorschaft und Interpretation*, 2007, S. 123-144.

<sup>28</sup> Der Begriff der Textintention hat insbesondere durch Umberto Eco Verbreitung gefunden; vgl. etwa Eco, *Zwischen Autor und Text*, 1992/1994, S. 71ff.

<sup>29</sup> Schleiermacher, *Hermeneutik und Kritik*, 1819/1977, S. 94.

<sup>30</sup> Hans-Georg Gadamer, *Wahrheit und Methode*, 1960/1990, S. 196. Vgl. auch Strube, *Über verschiedene Arten, den Autor besser zu verstehen, als er sich selbst verstanden hat*, 1999.

<sup>31</sup> Hirsch, *Prinzipien der Interpretation*, 1967/1972, S. 35. Die in terminologischer Hinsicht sehr unglückliche deutsche Übersetzung gibt „meaning“ durchgehend mit „Sinn“ wieder, und „significance“ mit „Bedeutung“, was zu Missverständnissen einlädt.

<sup>32</sup> Hirsch, *Prinzipien der Interpretation*, 1967/1972, S. 35

Wenn es sich so verhält, dann ist aber die vom Autor intendierte Textbedeutung letztlich das, was ein Autor im Nachhinein als Interpret seines eigenen Werkes über diese Textbedeutung mitteilt oder mitteilen könnte. Hinzu kommt, dass ein Autor von einem anderen Interpreten seines Werkes durchaus über seine eigenen Intentionen aufgeklärt werden kann (denen er dann beipflichten muss). Es sei durchaus möglich – so wird gesagt –, „etwas ausdrücken zu wollen, was man nicht *bewußt* ausdrücken will“ – denn dass „jemand des von ihm intendierten Sinnes nicht in allen Aspekten bewußt sein kann, ist nicht bemerkenswerter als die Tatsache, daß man nicht alle Handlungen mit Bewußtsein ausführt.“<sup>33</sup>

Daraus kann man nicht nur lernen, dass die Intention als geistiger Akt sich entzieht, sobald man sie näher zu bestimmen versucht. Man sieht auch, in welcher Weise die Intention über den Mitteilungscharakter des literarischen Textes definiert wird: Den Text im Rahmen von Intentionalität denken, heißt, ihn als *Äußerungsakt* auffassen.<sup>34</sup> Wenn ein Text ein Äußerungsakt ist, kann der Sprecher seine Absichten in anderen Äußerungsakten kommentieren. Solange Intentionen als Teil eines Sprachspiels (im Sinne Wittgensteins) aufgefasst werden, haftet ihnen nichts Mysteriöses an. Das funktioniert aber nur, wenn es um Intentionen *im Plural* geht. Bei Umberto Eco beispielsweise, der diese Sprachspiele anhand seines eigenen Romans *Der Name der Rose* anschaulich diskutiert, geht es selbstredend nicht um *die* Intention, sondern um bestimmte Stellen, bestimmte intertextuelle Bezüge usw.<sup>35</sup> Auf die Frage nach *der* Intention hingegen kann der Autor im Grunde nur schweigen oder auf den Text als Ganzes verweisen, gleichsam als Hinweis auf den der Frage zugrunde liegenden intentionalen Fehlschluss.

Wenn man in Bezug auf einen literarischen Text sinnvoll über Intentionen sprechen will, darf man ihn nicht als einen *einzelnen* Äußerungsakt konstruieren, sondern man muss ihn als ein Ensemble von durchaus heterogenen Äußerungsakten auffassen. In einem Text sind sehr viele verschiedene Intentionen am Werke (über die ein Interpret Mutmaßungen anstellen kann). Der naheliegende Einwand gegen diese Anschauung lautet, dass die Intentionen ja nicht beliebig und ungeordnet sind, sondern miteinander zusammenhängen und auseinander abgeleitet werden können – dass sie einen unterschiedlichen *Rang* haben. Das ist zwar richtig, aber daraus folgt keineswegs, dass sich letztlich sämtliche Intentionen unter *eine* Intention subsumieren ließen. Wie sollte eine solche mysteriöse Intention, aus der sich alle weiteren Absichten ableiten ließen, denn aussehen?

Im Grunde wäre diese mysteriöse Gesamtintention auf zwei entgegengesetzte Weisen nichtssagend. Im ersten Fall wäre sie nur als die Intention formulierbar, genau *dieses* Werk zu schaffen – damit wäre man in etwa wieder bei der Auskunft der Dekonstruktion angelangt, und müsste, den Begriff der Intention in einfache Anführungszeichen setzend, sagen, die einzig irreduzible ‚Intention‘ eines Textes sei die seiner Konstituierung. Im zweiten Fall ließe sich das ganze Werk mehr oder weniger aus der Intention herleiten, *überhaupt* ein literarisches Werk zu schreiben. Dieses Kunststück unternimmt Edgar Allan Poe in dem Essay *The Philosophy of Composition (Die Methode der Komposition)*. Er leitet dort Schritt für Schritt den *gesamten* Prozess der Hervorbringung seines berühmtesten Gedichtes *The Raven* aus dem bloßen

<sup>33</sup> Hirsch, *Prinzipien der Interpretation*, 1967/1972, S. 40.

<sup>34</sup> Vgl. grundlegend zum Verhältnis von Intentionalität und Sprechakt Searle, *Intentionalität*, 1983/1997.

<sup>35</sup> Vgl. Eco, *Zwischen Autor und Text*, 1992/1994, S. 80ff.

„Umstand“ oder der „Notwendigkeit“ ab, „*irgendein* Gedicht zu verfertigen, das sowohl den allgemeinen wie den kritischen Geschmack befriedigen sollte“.<sup>36</sup>

Die Behauptung einer irreduziblen Pluralität von Intentionen scheint auf den ersten Blick einem hermeneutischen Grundsatz zu widersprechen. Dieser Grundsatz (der mit unzähligen Ausführungen bedacht worden ist und in zahlreichen Versionen vorliegt<sup>37</sup>) besagt, dass der Interpret in Bezug auf seinen Interpretationsgegenstand wertmaximierend zu verfahren habe. Vielfach wird er als eine „Vollkommenheitsunterstellung“<sup>38</sup> aufgefasst. Das Credo lautet etwa: „Das Kunstwerk ist vollkommen, aber hinter dieser *perfectio scripturae* bleibt die vorliegende Erkenntnis immer zurück.“<sup>39</sup> Wenn es überhaupt unvollkommene Kunstwerke geben können soll, dann darf dies freilich nur als eine methodologische Anweisung verstanden werden. Für Hermeneutiken, die – wie etwa bei Gadamer – emphatisch mit einer solchen Vollkommenheitsunterstellung arbeiten, rückt jeder Text *qua* Interpretation virtuell in die Position eines *heiligen Textes*.<sup>40</sup>

Tatsächlich aber widerspricht es, wie wir bei unserem exemplarischen erschöpfenden Interpretieren sehen werden, keineswegs dem Prinzip hermeneutischer Billigkeit, wenn man von einer *Vernetzung* verschiedener Intentionen in einem Text ausgeht, die möglicherweise *nicht* miteinander vereinbar sind. Im Gegenteil wird sich sogar zeigen, dass es eine gewisse *Logik* sich widersprechender Intentionen geben *muss* – nämlich insofern es im Text eine *Sache* gibt, die über den Text hinausgeht.

Vollkommene Übereinstimmung eines Textes mit der Intention des Autors ist überhaupt kein sinnvolles Kriterium für die Bewertung eines Textes. Im Übrigen kann es nicht Sache der Theorie sein, sondern nur in der *Praxis* entschieden werden, wie dem Prinzip hermeneutischer Billigkeit Genüge zu tun ist. Nur in der Praxis kann sich erweisen, welche Rolle Mutmaßungen über die Intentionen eines Autors bei der Tätigkeit des Interpretierens spielen können. Ebenso kann nur in einer sich selbst reflektierenden Praxis des Interpretierens Ernst gemacht werden mit der Vorgabe, Mutmaßungen über Intentionen sollten nicht das Ziel, sondern das *Mittel* darstellen, um zu verstehen, wie ein Text ‚funktioniert‘. Ohne das induktive (und fehleranfällige) Erschließen von Intentionen kann es nicht das „objective und subjective Nachconstruieren der gegebenen Rede“ geben, das Schleiermacher als Aufgabe der Hermeneutik bestimmt hat. Wenn Interpretation entsprechend in der „theoretischen Wiederholung des Schreibens“<sup>41</sup> besteht, so sind darin die objektive und die subjektive Seite immer schon miteinander vermittelt. Die „Warum-Fragen“, die „für den Literaturwissenschaftler die höchste Tugend“<sup>42</sup> sind, beziehen sich auf diese Vermittlung. Nur wenn wir sagen können, warum etwas so ist und nicht anders,

36 Poe, *Die Methode der Komposition*, 1846/1979, S. 534. Eine Lektüre dieses Essays sei allen Mystikern der Intention aufs Wärmste empfohlen.

37 Der Problemzusammenhang wird unter dem Etikett des „Prinzips der hermeneutischen Billigkeit“ bzw. des „principle of charity“ entfaltet (vgl. Spoerhase, *Autorschaft und Interpretation*, 2007, S. 229-438). Vgl. zum Kontext auch Niehaus, *Ethik des Interpretierens?*, 2010.

38 Spoerhase, *Autorschaft und Interpretation*, 2007, S. 419.

39 Danneberg, *Zur Theorie der werkimmanenten Interpretation*, 1995, S. 323.

40 „Für Gadamer sind alle Texte wie die Verfassung der Vereinigten Staaten und die Bibel.“ (Hirsch, *Prinzipien der Interpretation*, 1967/1972, S. 158).

<sup>41</sup> Weimar, *Enzyklopädie der Literaturwissenschaft*, 1980/1993, S. 187.

<sup>42</sup> Weimar, *Enzyklopädie der Literaturwissenschaft*, 1980/1993, S. 179.

haben wir verstanden. Allerdings, wie sollte man mit solchen Fragen an ein Ende kommen können?<sup>43</sup>

**Erschöpfendes Interpretieren.** Diese Wendung ist zweideutig: Wird das Interpretieren so lange fortgesetzt, bis der Text erschöpft ist, oder bis der Interpret erschöpft ist? Nun kann man natürlich sagen, der Interpret erschöpfe sich im fruchtlosen Bemühen, den Text zu erschöpfen. Gleichwohl scheint die Vorstellung des erschöpfenden Interpretierens dem Grundsatz der Hermeneutik widersprechen zu wollen, dass das Werk unergründlich ist, dass es eine unerschöpfliche Quelle an Sinn darstellt und die Aufgabe der Interpretation folglich unendlich ist. Es ist aber nicht ohne weiteres klar, wie dieser Grundsatz überhaupt gemeint ist.<sup>44</sup> Letztlich wird er oft darauf reduziert, dass das Werk „eine unendliche Vielfalt von Interpretationsmöglichkeiten“ bereithält, weil „kommende Generationen“ es wieder neu und anders lesen werden.<sup>45</sup> Das würde indes jede einzelne Interpretation nicht daran hindern, eine gewisse Art von „Vollständigkeit“ als möglich zu erachten. Die Erklärung, man wolle keine „vollständige Interpretation“ liefern, wird denn auch meist mit dem Hinweis auf die äußeren Umstände (mangelnde Zeit, mangelnder Raum, unpassender Kontext) verknüpft.<sup>46</sup>

Im landläufigen Sinne spricht man von einer vollständigen Interpretation, wenn sie alle für relevant erachteten Merkmale des Textes erfasst und integriert. In der Regel nehmen nur Interpretationen von Gedichten – also von besonders übersichtlichen und offen überstrukturierten Texten – für sich in Anspruch, einigermaßen vollständig zu sein. Eine vollständige Interpretation der *Wahlverwandtschaften* oder des *Zauberberg* dürfte schwerlich jemandem einfallen. Die Interpretation schlechthin ist daher die (vollständige) Gedichtinterpretation. In der Interpretationstheorie hat die Fixierung auf dieses Paradigma zu vielen Missverständnissen darüber geführt, was beim Interpretieren vor sich zu gehen habe. Aufgrund seiner Übersichtlichkeit und seiner Überstrukturiertheit kommt das Gedicht in besonderer Weise der Vorstellung von einer einheitlichen, aber eben verborgenen Werkintention entgegen. Das Gedicht ist ein interpretationsbedürftiger Äußerungsakt, dem man mit einer sogenannten Interpretationshypothese beikommen kann, unter die möglichst viele (im Idealfall natürlich alle) Textelemente zu subsumieren wären.

Dem lässt sich ein anderes Modell und ein anderes Vorgehen gegenüberstellen, bei dem sich die Aufmerksamkeit zwar ebenfalls auf sämtliche Elemente eines Textes richtet, diesen aber gleichwohl nicht als Äußerungsakt eines Autors konstituiert, sondern als ein offenes Zeichen- oder Bedeutungssystem liest. Das ist – in unterschiedlicher Nomenklatur und mit einigen Verschiebungen – die Theorie und vor allem die Praxis von Roland Barthes. Barthes will die „den Linguisten wohlbekannteste Exhaustionsregel“ für die Analyse des literarischen Textes in Anspruch nehmen, weil im „literarischen Werk alles bedeutungsvoll ist“.<sup>47</sup> Aber „der Autor und das

---

<sup>43</sup> Vgl. Bosse, *Verstehen*, 1999, S. 69.

<sup>44</sup> Vgl. dazu und zum Herkommen dieses Grundsatzes aus dem Geist der Frühromantik ausführlich etwa Beisler, *Die Unergründlichkeit des Werks*, 2001.

<sup>45</sup> Beisler, *Die Unergründlichkeit des Werks*, 2001, S. 217.

<sup>46</sup> Weimar, *Enzyklopädie der Literaturwissenschaft*, 1980/1993, S. 175.

<sup>47</sup> Barthes, *Kritik und Wahrheit*, 1966/1967, S. 77. Barthes fügt hinzu: „Ein Bedeutungssystem ist unvollendet, wenn nicht alle Zeichen darin einen einsehbaren Platz erhalten haben. Wenn ein einziges Element überflüssig ist, ist die Beschreibung nicht gut.“ (Ebd.) Ähnlich, aber mit einer anderen Stoßrichtung postuliert auch Michael Titzmann die „Semantizität“ aller Elemente des literarischen Textes:

Werk“ sind ihm dabei allenfalls „der Ausgangspunkt für eine Analyse, die es mit der Sprache zu tun hat“<sup>48</sup>. Daraus entsteht für ihn die Forderung nach einer „Wissenschaft des Diskurses“, die sich einerseits auf die „dem Satz untergeordneten Einheiten“ wie besonders „die Phänomene der Konnotation“ und die „semantischen Anomalien“ richtet, und andererseits auf die „dem Satz übergeordneten Zeichen, die Teile des Diskurses, aus denen man eine Struktur [...] erschließen kann“.<sup>49</sup>

Die Praxis einer solchen erschöpfenden Lektüre hat Barthes 1970 in dem berühmten Buch *S/Z* vorgelegt, das die Novelle *Sarrasine* von Balzac Schritt für Schritt in ein „Gewebe von Stimmen“ zerlegt.<sup>50</sup> Dadurch ergibt sich die Statuierung des *Pluralen*: „Einen Text interpretieren heißt nicht, ihm einen (mehr oder weniger begründeten, mehr oder weniger freien) Sinn geben, heißt vielmehr abschätzen, aus welchem Pluralen er gebildet ist“.<sup>51</sup> Wenn es darum geht, das Plurale freizusetzen, erweist sich zwar jede Stelle des Textes als „signifikant ohne Unterlaß und mehrere Male“, aber es gibt keine „Konstruktion des Textes“ und keine „letzte Struktur“.<sup>52</sup> Unerschöpflich ist der Text einer solchen erschöpfenden Lektüre, weil er an jeder Stelle mit dem Universum des Diskurses verknüpft ist.<sup>53</sup>

Das in diesem Studienbrief vorgestellte Projekt verdankt dem faszinierenden Exerzitium von Barthes' erschöpfender Balzac-Lektüre zwar viel, geht aber gleichwohl in eine andere Richtung: Es hält an der *Interpretation* als Ziel fest. Wenn man den Autor und seine Intentionen austreicht, bleibt ein wesentliches Moment des Textes unanalysiert. Man versteht dann nicht – siehe die Bemerkungen zur Dekonstruktion –, wie der Text sich *konstituiert*. Und man versteht nicht, um den Preis welcher Inkohärenzen, Widersprüche und Fehlleistungen dies geschieht.

Natürlich müssen Literaturwissenschaftler Texte nicht interpretieren; sie können auch andere Dinge mit ihnen tun. Sie können die verschiedensten Fragen von außen an die Texte herantragen, sie können die Texte ganz unterschiedlich auf Kontexte und Diskurse hin öffnen, sie können Textanalysen nach allen Regeln der Kunst betreiben. Sie sollten aber nicht vergessen, dass sie dabei immer wieder unausweichlich in das Kraftfeld des Interpretierens geraten. Und dann sollten sie sich darüber Rechenschaft ablegen können, was das eigentlich ist, das Interpretieren. Das Projekt des erschöpfenden Interpretierens ist so etwas wie eine Probe aufs Exempel, wie weit man diese Tätigkeit treiben kann und welche allgemeinen Erkenntnisse sie bereit hält, wenn man alles einsetzt, was man zur Verfügung hat.

---

„Aus der Tatsache, daß ein Interpret einem bestimmten Datum keine Bedeutung zuordnen kann, folgt nur, daß ihm nichts (Nachweisbares) eingefallen ist [...]“ (Titzmann, *Strukturelle Textanalyse*, 1977, S. 191)

<sup>48</sup> Barthes, *Kritik und Wahrheit*, 1966/1967, S. 72. Auf Schleiermachers Hermeneutik zurückbezogen, wäre dies die „objective“ Seite des Nachkonstruierens einer gegebenen Rede, da sich diese auf die „Totalität der Sprechere“ richtet (vgl. Schleiermacher, *Hermeneutik und Kritik*, 1819/1977, S. 77).

<sup>49</sup> Barthes, *Kritik und Wahrheit*, 1966/1967, S. 72f.

<sup>50</sup> Barthes, *S/Z*, 1970/1987, S. 25.

<sup>51</sup> Ebd., S. 9.

<sup>52</sup> Ebd., S. 16.

<sup>53</sup> Daher ist die Lektüre oder Analyse, der er unterworfen wird, in Wahrheit natürlich gerade *nicht* erschöpfend; an anderer Stelle dekretiert Barthes: „Die Textanalyse ist und will nie erschöpfend sein“ (Barthes, *Textanalyse einer Erzählung von Edgar Allan Poe*, 1973/1988, S. 271).

Dabei gilt es, keinen Gedanken zum Text von vornherein abzuweisen. Erschöpfend ist dieses Interpretieren also nicht nur deshalb, weil es prinzipiell alle Elemente des Textes für signifikant hält und Schlüsse aus ihnen zu ziehen versucht, sondern auch deshalb, weil es der Auffassung ist, dass das, was *über* den zu interpretierenden Text geäußert worden ist, auch dann etwas über den Text aussagt, wenn es einer Überprüfung nicht stand hält. Das gilt auch für Sie und Ihre interpretativen Intuitionen über einen Text. Diese Intuitionen können sich als unhaltbar erweisen, aber es ist dann gleichwohl kein Zufall, dass Sie diese Intuitionen gehabt haben – irgendwie haben diese *auch* einen Grund im Text. Das erschöpfende Interpretieren eines Textes dehnt sich also gewissermaßen auch auf dessen Interpretationen aus. Aus der kritischen Perspektive des erschöpfenden Interpretierens sind alle anderen Interpretationen allerdings *einseitig*. Diese Einseitigkeit ist systematischer Natur. Insofern das erschöpfende Interpretieren zu keinem Ende gekommen ist, sondern – an welchen Stellen auch immer – erschöpft innegehalten hat, ist es selbst einseitig. Dahinter steht das erkenntnistheoretische Credo, dass sich gute Interpretationen, bei rechtem Lichte, besehen nicht widersprechen können.

**Warum *Das Bettelweib von Locarno*?** Es gibt verschiedene Gründe, warum sich – abgesehen von der Vorliebe des Verfassers – gerade *Das Bettelweib von Locarno* von Heinrich von Kleist besonders dazu anbietet, als Probe aufs Exempel für ein erschöpfendes Interpretieren zu dienen.

Zunächst einmal ist es sinnvoll, dem herrschenden Paradigma der Gedichtinterpretation einen Prosatext entgegenzustellen, der sich nicht als überstrukturierte Äußerung eines Subjekts präsentiert, sondern seine innere Kohärenz durch das Erzählen *einer Geschichte* gewinnt, die auch Ihnen ohne weiteres verständlich sein wird. *Das Bettelweib von Locarno* ist also ein geeigneter Text für ein erschöpfendes Interpretieren, weil er sich zunächst *nicht* für eine Interpretation aufdrängt (daher konnte die Erzählung auch Eingang in Schulbücher für die Sekundarstufe I finden als Beispiel für ‚spannendes Erzählen‘). Auf diese Weise kann am ehesten plausibel gemacht werden, dass die vornehmste Aufgabe literaturwissenschaftlichen Interpretierens (wenn es sich denn vom theologischen Erbe befreien will) nicht im Erklären des Dunklen bestehen sollte, sondern im Durchleuchten des vermeintlich Selbstverständlichen. Auf der *Oberfläche* eines Textes gibt es sehr viel mehr zu entdecken als in der *Tiefe*. Und diese Oberfläche ist im fiktionalen Text vor allem die *Textwelt*<sup>54</sup>, die den Leser beschäftigt.

Eine Rolle spielt auch, dass es sich um Kleists kürzeste Erzählung handelt. Sie hat eine Länge, die ausreicht, um sich in ihr zu verlieren; und sie ist kurz genug, um sie Schritt für Schritt, Satz für Satz einer genauen Betrachtung zu unterziehen. Ein weiterer Vorteil ist freilich, dass Heinrich von Kleist ein kanonischer Autor ist, der *per se* zu jeder interpretatorischen Energie berechtigt. Innerhalb des Gesamtwerks von Kleist nimmt *Das Bettelweib von Locarno* allerdings eine Sonderstellung ein. Sie wurde die längste Zeit als ein Gelegenheitswerk und als Musterbeispiel einer als wenig hochstehend geltenden Gattung angesehen – der Gespenstergeschichte.<sup>55</sup> Das hat dazu beigetragen, dass dieser Text in der Literatur zu Kleist die längste Zeit ein Schattendasein geführt hat. Eigentlich beginnt seine literaturwissenschaftliche Hoffähigkeit erst mit einem Aufsatz von Emil Staiger.<sup>56</sup> Die Sekundärliteratur zum *Bettelweib von Locarno* ist daher überschaubar, aber doch reichhaltig und vor allem facettenreich, weil gerade in den

<sup>54</sup> Vgl. zum Verhältnis von Textwelt und Interpretation Weimar, *Was ist Interpretation?*, 2002, S. 114f.

<sup>55</sup> Vgl. Wilpert, *Die deutsche Gespenstergeschichte*, 1994.

<sup>56</sup> Staiger, *Zum Problem des dramatischen Stils*, 1949.

letzten zwanzig Jahren eine Reihe von gründlichen Untersuchungen erschienen ist, die diese Erzählung aller Selbstverständlichkeiten entkleidet und in ein zunehmend rätselhaftes Licht gerückt haben.

Das hängt mit einer besonderen Schwierigkeit zusammen, die die Interpretation dieses Textes aufwirft und die einen Hauptgrund für ihre Eignung darstellt, das Problem des Interpretierens zu entfalten: Der Erzählung wird – wie noch ausführlich diskutiert werden wird – seit einem Aufsatz Ende der 1970er Jahre unterstellt<sup>57</sup>, verschiedene *Fehler* oder *Inkohärenzen* zu enthalten, und dies wirft natürlich das klassische Interpretationsproblem auf, ob diese Fehler *intendiert* sind oder nicht, und welche Folgen dies für die Gesamtinterpretation hat. Anders als in den meisten anderen literarischen Texten, in denen es möglich ist, die Frage nach der Intentionalität ununtersucht zu lassen, verpflichtet *Das Bettelweib von Locarno* auf eine Reflexion über den Status von Autorintentionen.

**Vorgehensweise.** Der folgende Versuch erschöpfenden Interpretierens hat insofern die Form der Lektüre, als der Titel und die zwanzig Sätze von Kleists Erzählung Schritt für Schritt kommentiert werden. Dieses Vorgehen bietet am ehesten die Gewähr dafür, dass kein Element ausgelassen und keines vorab über Gebühr hervorgehoben wird. Eine Analyse (sieht man vom Konzept der allerdings rein immanent-thematisch verfahrenen ‚Fortschreitenden Analyse‘ im Studienbrief zur *literaturwissenschaftlichen Textanalyse* ab – vgl. dort 3.2) würde anders verfahren. Während Roland Barthes den Text Balzacs in *S/Z* in Lese-Einheiten, sogenannte „Lexien“ eingeteilt hat, wird hier an der Einteilung in Sätze festgehalten. Das ist vor allem die bequeme Entscheidung dafür, sich die Entscheidung in dieser Hinsicht abnehmen zu lassen. Als eine „Sache der Bequemlichkeit“ bezeichnet auch Roland Barthes seine eigene, „sehr willkürliche“ Einteilung,<sup>58</sup> aber seine Bequemlichkeit ist anderen Erwägungen geschuldet. Während es dort um das Aufzählen von sich verstreuten Bedeutungen nach Maßgabe der fünf Codes geht, die Barthes bei seiner Lektüre unterscheiden möchte, geht es hier um die Betrachtung der Bedeutungen im Hinblick auf das Problem der *Konstitution* des Textes. Hierfür liegt eine Einteilung der Lektüre in Sätze näher.

Die Lektüre, die das erschöpfende Interpretieren anstrengt, ist natürlich keine erste Lektüre. Sie gibt nicht vor, ausblenden zu können, dass sie den Text schon gelesen hat. Damit unterscheidet sie sich von der Sequenzanalyse der sogenannten objektiven Hermeneutik.<sup>59</sup> Sie nimmt sich indes die Freiheit, bisweilen auch die Perspektive dessen einzunehmen versuchen, der den weiteren Text noch nicht kennt. Nur so lässt sich dem einfachen Umstand Rechnung tragen, dass der Text geschrieben wurde, um gelesen zu werden. Das Lesen hebt immer mit dem ersten

<sup>57</sup> Pastor/Leroy, *Die Brüchigkeit als Erzählprinzip*, 1979.

<sup>58</sup> Barthes, *S/Z*, 1970/1987, S. 18.

<sup>59</sup> Das sequenzanalytische Verfahren der objektiven Hermeneutik wurde innerhalb der qualitativen Sozialwissenschaften zur Analyse von Gesprächsprotokollen entwickelt; auf fiktionale Texte ist es ohnehin nicht anwendbar. Gleichwohl wäre es auch für die Interpretation literarischer Texte lehrreich, sich mit diesem Verfahren zu beschäftigen. Unter anderem sieht es die Ausblendung des äußeren und die sukzessive Herstellung eines *inneren Kontextes* vor, weshalb das erste Sequenzelement „ohne Einbeziehung eines Kontextwissens, das heißt kontextfrei zu interpretieren“ ist (Oevermann, *Die Methode der Fallrekonstruktion*, 2000, S. 93). Das Verfahren funktioniert also, wenn man es streng durchführt, als eine allmähliche Reduktion möglicher Lesarten eines Textes, der keinen Autor hat, und gleichwohl an jeder Stelle auf Intentionen bezogen. Auch dies ist eine Form der Erschöpfung.

Mal an, und das Interpretieren sollte am Ende auch und gerade dieses erste Mal auseinandergelegt – analysiert – haben.

Mit dem erschöpfenden Interpretieren ist die Aufforderung verknüpft, nach Möglichkeit keine Beobachtung am Text und keine Lesart von vorn herein abzuweisen. Schon dies ist Anlass genug, sich mit den Beobachtungen auseinander zu setzen, die andere an diesem Text gemacht haben. Dieses ‚Gespräch‘ mit der Sekundärliteratur (das vielen Studierenden so schwer fällt) ist letztlich mehr als nur eine Ersatzform für das wirkliche Gespräch und trägt, recht verstanden, durchaus einem von Klaus Weimar am bündigsten formulierten Grundsatz Rechnung: „Interpretieren sollte man nicht allein.“<sup>60</sup> Freilich wäre es unredlich, wenn man sich in dieser Sache als gleichberechtigten Gesprächspartner deklarieren wollte. Denn das erschöpfende Interpretieren kann ja nur davon ausgehen, dass die übrigen Interpretationen (eben weil sie nicht erschöpfend sind und ein anderes Erkenntnisinteresse haben) unvollständig und partikular sein müssen.<sup>61</sup> Es gehört daher zu den Anliegen dieses Buches, einerseits beispielhaft deutlich zu machen, in welcher Weise Widersprüche zwischen verschiedenen Interpretationen häufig nur scheinbar bestehen (oder – wie man auch sagen darf – eine Frage der Interpretation sind), und andererseits zu zeigen, in welcher Weise Fehlinterpretationen gleichsam als *Symptome* des interpretierten Text aufgefasst werden können.

Ein Versuch erschöpfenden Interpretierens gibt Anlass zur Erörterung verschiedenster Fragen, die literaturtheoretisch und interpretationstheoretisch von Belang sind. Dies geschieht in zahlreichen Exkursen. Gewöhnlich hat derjenige, der einen Text interpretiert, andere Erkenntnisinteressen als die Behandlung der theoretischen Fragen, die in seinem eigenen Vorgehen impliziert sind.<sup>62</sup> Innerhalb der Interpretationstheorie wiederum werden die praktischen Beispiele eher zur Demonstration einer theoretischen Frage herangezogen und sind daher in der Regel harmlos. Weil auch ein auf den ersten Blick einfacher Text wie *Das Bettelweib von Locarno* in viele Problemfelder involviert ist, können diese in den theoretischen Exkursen natürlich nur bis zu einem bestimmten Grad, nicht aber von Grund entfaltet werden. Sie werden hier nur so lange weiterverfolgt, wie es für die Interpretation des Textes sinnvoll ist. Wenn man will, kann beispielsweise schon der Titel eines jeden literarischen Textes Anlass geben, sich mit einer Theorie des Titels auseinander zu setzen. Dass das nicht geschieht, hat immer auch mit den stets begrenzten Kompetenzen des Interpreten zu tun. Wenn es geschieht, sollte jedoch der Bezug auf die Ebene der Textkonstitution gewahrt bleiben.

Das Ansprechen verschiedener Problemkomplexe dient nicht zuletzt auch dazu, den Text zu öffnen: Je erschöpfender man den Text zu interpretieren sucht, desto mehr Fragen wirft er auf. Nur deshalb deckt das erschöpfende Interpretieren den Text nicht zu. Aber alle Fragen haben

---

<sup>60</sup> Weimar, *Enzyklopädie der Literaturwissenschaft*, 1980/1993, S. 178. Gerade Studierende einer Fernuniversität sollten alle Möglichkeiten nutzen, nicht allein zu interpretieren und darüber hinaus das ‚Gespräch‘ mit der Sekundärliteratur möglichst häufig üben.

<sup>61</sup> Man spricht bisweilen von verschiedenen Interpretationstypen, die in sich gleichberechtigt sind, und an die vor allem das Kriterium des Geglücktseins und Nichtgeglücktseins anzulegen sei; vgl. Strube, *Analytische Philosophie der Literaturwissenschaft*, 1993, S. 59ff. Wenn es stimmt, dass sich diese Typen einander nicht widersprechen müssen, dann ist es umso mehr von Interesse, diese Nicht-Widersprüchlichkeit praktisch aufzuzeigen.

<sup>62</sup> Vgl. zu dieser Diskrepanz zwischen Theorie und Praxis Meggle/Beetz, *Interpretationstheorie und Interpretationspraxis*, 1976.

einen Schwerpunkt oder ein Gravitationszentrum. Er liegt in der *Sache*, um die es in diesem Text geht. Denn man muss unterstellen, dass ein Autor beim Schreiben eines Textes eine bestimmte Absicht verfolgt hat, dass er ein bestimmtes *Vorhaben* hatte, das er gegebenenfalls formulieren könnte (oder vielleicht sogar formuliert hat). Dieses Vorhaben, dessen Status noch Gegenstand genauerer Erörterungen werden wird, fällt zwar nicht zusammen mit der Sache, um die es im Text geht und die zugleich über ihn hinausgeht – aber es hängt mit dieser Sache zusammen. Diese Sache, die immer auch *unsere* Sache ist, liegt nicht in der Tiefe einer in den Text hineingelegten Bedeutung. Das Verhältnis dieses unterstellten Vorhabens zum realisierten Text definiert das Kraftfeld, in dem sich die erschöpfende Interpretation bewegt.